

Das Sport-Problem

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 33

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hörtlich: „O mon camarade, mon camarade“. Man fragte ihn, wo der Unglückliche wohl ungefähr liegen möge, aber sowohl er als seine Genossen hatten keine Ahnung, auf welchem Wege und woher sie eigentlich gekommen waren. Es war spät in der Nacht. Das Gehöft, dessen Bewohner nur aus dem Bauern, seiner Frau, seiner Tochter und dem idiotischen Knecht bestanden, war klein und abgelegen. Der Bauer war ein alter Mann und wußte dem Fremden keinen andern Trost zu geben, als daß man bis zum Tagesanbruch warten müsse, dann werde er einige Nachbarn aufbieten, die nach dem verlorenen Kameraden suchen sollten. Das tröstete den Jammernden einen Augenblick. Aber gleich darauf begann er sein Klagelied von neuem mit der Versicherung, daß der unglückliche Freund, wenn er es nicht jetzt schon sei, bis am Morgen sicherlich von Kälte und Erschöpfung umkommen werde. Inzwischen hatten die andern Franzosen sich mit Speise und Trank gestärkt und suchten nun dankbar das warme Strohlager auf, das ihnen von den freundlichen Leuten in der Tenne bereitet worden war. Dort lagen sie dicht nebeneinander, und was an Decken aufzutreiben gewesen war, wurde ihnen gegeben, so daß sie bald in erquickenden Schlummer fielen. Auch der von Gewissensbissen und Trauer Gepeinigte hatte sich, ohne etwas genossen zu haben, zu den andern gelegt, und die Müdigkeit überwältigte ihn bald so sehr, daß sein ewig wiederkehrendes „mon camarade“ verstummte.

Nun begaben sich auch die Hausbewohner zur Ruhe. „Der Alexis muß wohl schon in seiner Kammer sein“, sagte der Bauer. Es war nichts seltsames, daß der Idiot sich ohne Gutenachtgruß entfernt hatte, denn er litt an merkwürdigen Verstimmungen, wo er weder mit Mensch noch Vieh tagelang ein Wort sprach.

Aber einige Stunden später, als die eisige Nachtkälte ihren Höhepunkt erreicht hatte, der Mond in gleichender Erbarmungslosigkeit auf die schneeglänzende Erde herab sah, gab es auf dem hölzernen Vorplatz des Hauses ein Gepolter, so daß der Bauer aus seinem Bett in die Höhe fuhr. Schwere Schritte, die ungleich und schwankend waren, nahten sich der Haustür.

„Ich glaube wahrhaftig, es kommen noch mehr Franzosen“, sagte der Hausvater, aus dem Bett springend, zu seiner Frau. Er steckte schauernd den Kopf durch das kleine Fenster in die eisige Nacht hinaus.

„Macht auf“, rief unten eine ganz bekannte Stimme, und im hellen Schein des Mondes erkannte der Bauer seinen Knecht, der eine schwere Last auf dem Rücken trug. Der alte Mann stieß einen seltsamen Ausruf aus, der wie ein Fluch klang und doch keiner war. Im nächsten Augenblick hatte er die Haustür aufgemacht und Alexis stolperte mit

seiner Beute in die Stube herein. Was er jetzt behutsam auf den Boden legte, war allerdings wieder ein Franzose, der jammervollste von allen, die heute da waren. Er sah wahrlich aus wie ein Toter, aber seine Augen waren doch geöffnet und aus seinem von Reif umstarrten Mund kam ein schwacher Atemhauch.

„Da ist der camarade“, sagte Alexis mit grinsender Freude, „ich hab' ihn lange gesucht, fast geglaubt, umsonst, und doch gefunden.“

Der Bauer sah den Alexis an und gab ihm die Hand. Das war alles. Sagen konnte er nichts. Mit Hilfe der Frau, die natürlich auch erschienen war, wurde der elende Mensch in der Stube gebettet und gepflegt, so daß er sich ziemlich rasch erholte und danken konnte. Freilich schien ihm alles traumhaft vorzukommen. Als die andern draußen in der Tenne erwachten, war das erste was man hörte, der Klageruf des einen: „O mon camarade“. Aber darauf hatte Alexis gewartet. Strahlend vor Freude sagte er: „Er ist da, der camarade, er ist da.“ Das Glück des armen Kerls, als er den verloren geglaubten Freund wieder sah, läßt sich nicht beschreiben. Die Franzosen blieben ein paar Tage auf dem Hof, dann kamen sie unter schweizerischer militärischer Bedeckung mit vielen andern Leidensgenossen nach der Festung Warburg, wo sie gut verpflegt wurden und wieder zu Menschen wurden.“

Die Zuhörenden waren ganz still.

Das war eine schöne Geschichte, Großvater“, meinte endlich ein Mädchen, „wenn sie schon von anno 71 ist. Aber der Alexis war ein braver Bursch.“

„Ja, ja“, nickte der Großvater, „der gehörte zum roten Kreuz, wenn er schon nichts davon wissen wollte.“

Das Sport-Problem.

Daß der Sport eine wünschenswerte Erscheinung unseres Lebens bedeutet, ist für einen modernen Menschen fraglos. In welchem Maße er aber das Einzelleben und das Leben eines ganzen Volkes beherrschen soll, das ist das heutige Sportproblem. Immer mehr entwickelt sich der Sportbetrieb in der Richtung des Schaugepräges: die Masse des Publikums wird maßgebend, nicht der Sportausübende, die Gaffenden, nicht die Schaffenden. Der hygienische Zweck wird in den Hintergrund gedrängt durch den Belustigungs- und Unterhaltungszweck. Ihrer Zwei boxen sich die Köpfe blau und grün, und hunderttausend Zuschauer und weitere zehn Millionen Radiohörer und Zeitungsleser versprühen dabei vor Nervenkitzel. Einige Duzend Fußballer trainieren sich während Jahren und Monaten für die Ländermathe, und 100,000 Sportbegeisterte in Wembley, 40,000 im Amsterdamer Stadion brüllen und stampfen Beifall bei jedem Tor. Es regnet und windet kalt, einige Hundert haben sich den Schnupfen geholt. Wo bleibt da — wir fragen — der gesundheitliche Wert des Sportes?

Sonntag für Sonntag sitzen oder stehen Millionen vor dem Spiel der Doppelelf. Das Interesse weiterer Millionen gilt den Stierkämpfen, den Golf-, Tennis-, Ruderschampions. Der jährliche Umsatz an Eintrittsgeldern mag Milliarden betragen. Die Frage ist erlaubt, ob diese Gelder volkswirtschaftlich zweckmäßig angelegt sind. Sie stecken zu einem schönen Teil in den Sportanlagen, wie sie heute jede Stadt und jedes Städtchen besitzt. Es gibt zweifellos zahlreiche Großstädte mit kostspieligen Sportanlagen, z. B. riesigen Stadien, die ihre Wohnungsprobleme noch nicht gelöst haben, in denen Tausende und aber Tausende in ungesunden Mietkasernen oder in Kellerwohnungen dahin vegetieren müssen. Dem Sozialdenkenden muß der Widerspruch: hier Millionen-Sportplätze, die an 6 Wochentagen brach



Das seiner Vollendung entgegengedehende fascistische Stadion in Rom.

liegen, dort zusammengepferchte Menschenmassen, unerträglich auf der Seele lasten. Er kann die Luxusausgabe eines Millionenstadions — das Leipziger Projekt ist auf 20 Millionen veranschlagt — nur einem Gemeindefiskus zubilligen, das seinen Wohnbürgern hygienisch anständige Siedlungsbauten zur Verfügung stellt und das die alten feuchten Häuser, die Armuts- und Tuberkulosehöhlen, für immer aus der Welt geschafft hat.

Es liegt auf der Hand, daß beim Kapitalcharakter unseres Geldes (das auf Verzinsung und Rentite fundierte Kreditwesen) eine Millionen-Sportanlage leichter zu erstellen ist als eine Wohnkolonie für Proletarier, da dort der sonntägliche Massenbesuch für die Rentite sorgt, während hier die notwendig niedrige Miete auf den Kapitalzins drückt. Kommt dazu noch das Repräsentationsmoment. Eine Stadt, die Weltgeltung beansprucht, darf vor andern nicht zurückbleiben. Erst nicht eine Landeshauptstadt, die das Sportprestige einer Nation glaubt tragen zu müssen. Und wenn diese Nation faschistisch bedingt ist, wie bei der italienischen, so haben soziale Bedenken keine Berechtigung mehr. Rom wird demnächst ein Stadion eröffnen, das sich den nationalen Stadien anderer Länder würdig anreihet. Ob damit den wirtschaftlichen und sozialen Ansprüchen des italienischen Volkes Genüge getan ist, ist eine Frage, die hier nicht zu beantworten ist.

H. B.

Was sollte jeder vom Krebs wissen?

Ein Gewächs entsteht wie jedes lebende Wesen aus einer Eigenzelle des Organismus. Während aber das normale Wachstum des Menschen organisch geordnet ist und unter dem regulierenden Einfluß von Wachstumstoffen und inneren Drüsen steht, handelt es sich bei den Geschwülsten um örtliche Gewächse, die aus dem Verbanne der normalen Gewebe heräustreten. Diese Gewächse können den Bau ihres Mutterbodens einfach wiederholen und schließlich zum Stillstande kommen. Dies charakterisiert die gutartigen Geschwülste. Hierher gehören z. B. die Bindegewebs-, Drüsen- und Muskelgeschwülste und die Zysten. — Im Gegensatz dazu charakterisieren sich die bösartigen Geschwülste durch ihr schrankenloses Wachstum, die Durchwucherung der Nachbarorgane, besonders der Blut- und Lymphgefäße, und schließlich durch ihre Aussaat über den ganzen Körper. Die Krebszelle unterscheidet sich von den gesunden Zellen und auch den Zellen der gutartigen Geschwülste durch ihren Gärungsstoffwechsel, durch die reichliche Produktion von Milchsäure und von andern, die Nachbarorgane auflösenden Fermenten. Eine parasitäre Entstehung des Krebses ist nicht nachgewiesen, ebensowenig eine Ansteckung. Auch ist bei den meisten Krebsarten eine Erbllichkeit nicht nachweisbar. Bei der Häufigkeit der Krebse können schon nach dem Gesetze des Zufalls besonders auf langlebige Familien mehrere Krebsfälle entfallen. In den deutschen Gemeinden mit 15,000 und mehr Einwohnern starben im Jahre 1929 an Krebs 36,864 Menschen. In der Schweiz starben im Jahre 1928 5493 Personen an Krebs, 1439 mehr als an Tuberkulose. Die Zunahme der Krebskrankheit (1928: 35,551 Todesfälle) ist zum Teil auf deren bessere Erkennbarkeit durch die moderne Medizin, zum Teil auf die Ueberalterung der Kulturvölker zurückzuführen, infolge der immer mehr Menschen in das „Krebsalter“ gelangen.

Die Tragik der Krebskrankheit liegt darin, daß wir sie zwar heilen können, daß aber die meisten Krebskrankheiten nicht im allerersten, noch heilbaren Frühstadium in ärztliche Behandlung treten, sondern erst dann, wenn aus einem ausrottbaren örtlichen Leiden eine Krankheit des gesamten Organismus geworden ist. Diese Tragik ist darin begründet, daß der Krebs meist ohne den Warner Schmerz als ein scheinbar harmloses Geschwürchen oder Knötchen auftritt. Selbst leicht erkennbare Frühkrebs der Haut, der Zunge, der Lippen, der Brust und des Unterleibs kommen meist viel

zu spät in ärztliche Behandlung. Die meisten dieser mit Stahl oder Strahl direkt erfassbaren Krebsherde könnten durch rechtzeitige Entdeckung des Leidens entfernt werden. Deshalb ist es für Männer und Frauen rasch, sich vom 40. Jahre ab alljährlich periodisch gründlich durchuntersuchen zu lassen, nicht nur um den heilbaren Frühkrebs, bezw. dessen Vorfrankheiten rechtzeitig zu erfassen, sondern auch um die ersten Zeichen der Alterung der Organe zu erkennen und dem vorzeitigen Altern entgegenzuarbeiten. Für diese großzügige Volkshygienisierung schlage ich die Errichtung von Präventorien vor, in denen jedem Arzte alle Hilfsmittel zur frühzeitigen Erkennung und Erfassung von Krankheiten aller Art zur Verfügung gestellt werden.

In diesen Präventorien soll ferner durch praktischen Hygieneunterricht dem Mißbrauch der Organe entgegengearbeitet und ein in jeder Hinsicht gesundes Leben gelehrt werden. Die hygienische Selbsterziehung soll anstelle unregulierter, planloser Lebensführung treten. Ganz besonders soll bei der jährlichen gesundheitlichen Revision auf das Vorliegen von örtlichen und langdauernden Gewebsreizen, den Vorreitern der Krebskrankheit, geachtet werden: entwickelt sich doch der so häufige Reizkrebs auf dem Boden eines schwachen, aber oft durch Jahrzehnte wiederholten Lokalreizes, z. B. aus den nach ungenügender Geburtenpflege zurückbleibenden chronischen Katarren oder in der Lippe und Zunge als Raucherkrebs. Jeder chronische Reiz, mag er durch Licht oder Wärme, durch chemische oder mechanische Momente bedingt sein, ändert die Funktion und Form der Zelle.

Die vier Hauptwaffen gegen den Krebs sind: das Messer, die elektrische Verkohlung, die Radium- und die Röntgenbehandlung. Sämtliche Behandlungen können besonders dort helfen, wo man an den Krankheitsherd direkt herankommt, z. B. bei den Haut-, Lippen-, Zungen- und Frauenkrebsen. Zu der örtlichen Behandlung muß sich eine Allgemeinbehandlung des Organismus gesellen. Alles, was die Widerstandskräfte, den Stoffwechsel und die Blutbildung heben kann, besonders Luft- und Sonnenkuren und eine zweckmäßige Diät sollen zur Anwendung gelangen.

Der Segen der modernen Heilmethoden kann gegenwärtig nur einem Bruchteil der Krebskrankheiten gewährt werden, während die übergroße Mehrzahl dem unheimlichen Leiden anheimfällt. So könnten z. B. die Brust-, Haut- und Lippenkrebs im allerersten Stadium fast durchweg, die Unterleibskrebse zur Hälfte dauernd geheilt werden — und trotzdem gehen alljährlich Tausende an diesem Leiden zugrunde. Der Dreibund Wissenschaft, Heilkunst und Krankendienst wird erst dann seinen vollen Triumph erringen, wenn der Mensch hygienisch zivilisiert sein und er selbst am Kampf gegen den Krebs durch seine regelmäßige Gesundheitsrevision zielbewußt mithelfen wird. W. K.

Himmelsnähe.

Von E. F. Meyer.

In meiner Firne feierlichem Kreis
Lag'r ich am schmalen Felsengrabe hier,
Aus einem grünerstarrten Meer von Eis
Erhebt die Silberzacke sich vor mir.

Der Schnee, der am Geflüste hing zerstreut,
In hundert Rinnen rieselt er davon,
Und aus der schwarzen Feuchte schimmert heut
Der Soldanelle zarte Glocke schon.

Bald nahe tost, halb fern der Wasserfall,
Er stäubt und stürzt, nun rechts, nun links verweht,
Ein tiefes Schweigen und ein steter Schall,
Ein Wind, ein Strom, ein Atem, ein Gebet!

Nur neben mir des Murmeltieres Pfiff,
Nur über mir des Geiers heiserer Schrei,
Ich bin allein auf meinem Felsenriff,
Und ich empfinde, daß Gott bei mir sei.